Wer rettet den Hegau?

Dynamit bedroht altes deutsches Kulturgut. Von Dr. Ludwig Hartmann

Er liegt abseits vom großen Weltgetriebe, der Hegau, einer der herrlichsten Gottesgärten im deutschen Sprachgebiet. Einsam ragen die steilen, seltsam geformten Gipfel, über die der linde Atem des Bodensees streicht. Fünf Brüder sind es, die dort von der alten Zeit träumen, in der es hier stürmischer zuging als heute, da nur friedliche Wanderer ihre Straße ziehen. Fünf Brüder: Hohentwiel, Hohenkrähen, Hohenstoffeln, Hohenhöwen und Mägdeberg.

Am wildesten mag es in der Urzeit hier zugegangen sein, als die Erde Feuer spie, als der kreißende Schoß die trotzigen Vulkane gebar, die nun längst erloschen sind, als der Rheingletscher das Land überschwemmte und es mit gewaltigen Blöcken übersäte.

Dann rauschten die Jahrtausende über das Gebiet, und hier war es dann, wo die an Siegen und an Ehren reiche Geschichte des schwäbischen Stammes das Licht der Welt erblickte. Der trink- und wanderfreudige Viktor von Scheffel weiß uns davon in seinem „Ekkehard" ein Lied zu singen. Von der wißbegierigen Herzogin Hadwiga, von dem Ansturm der Hunnen, von dem gelehrten Mönch, der unweit in Sankt Gallen den schwertgewaltigen Walther von Aquitanien besang.

Der Laute des Sängers hat es der Hohentwiel zu verdanken, daß er unter seinen Brüdern der bekannteste geworden ist. Dann spielte er auch eine Glanzrolle, als er noch eine starke Burg war, die sich sonderlich im Dreißigjährigen Kriege tapfer zu verteidigen wußte. Später hat hier allerdings mancher wackere Mann in strenger Haft gesessen. Aber wer denkt heute daran, wenn er von dem stolzen Gipfel den Blick in die gesegneten Täler, über die schneebedeckten Firne der Alpen und am Gestade des sonnigen Bodensees entlang schweifen läßt. Unvergeßlich bleibt dem Wanderer das Erlebnis jenes Sommertages, da droben vor den ungefügen Quadern des Tores die „Räuber" ihr Lager aufschlugen, da Franz Moor der Mutter Natur seine leidenschaftlichen Anklagen ins Gesicht schleuderte. Fast schien es, als fühle die Gescholtene den Schimpf, der ihr angetan wurde. Zornig rüttelte die Riesenfaust des Sturmes an den Tannen vor dem Burgtor, und schließlich, als die Mimen trotzdem keine Ruhe geben wollten, schüttete er eine ergiebige Wolke aus, die dem ganzen Spuk ein Ende machte.

Ein altes Raubnest war einst der Hohenkrähen, der noch heute durch seine unterirdischen Felsenkammern wißbegierige Besucher anlockt. So finster die Sagen sind, die sich um diesen senkrechten Bergkegel weben, so holdselig mutet uns der Schimmer an, der auf dem Haupte seines Nachbarn ruht, auf der steilen Felswand des Mägdeberges. Die einstige Wallfahrtskirche war den elftausend Jungfrauen geweiht.

Eine schwarze Unheilswolke droht heute über den Gipfeln des Hohenstoffelns. Die Trümmer dreier Burgen schmücken die Basalthügel. Anders als bei den übrigen Höhen zeigt sich das Gestein in den interessantesten Gruppen senkrechter Säulen. Bis zu den fernen Spitzen des Berner Oberlandes schweift der Blick. Aber über dem schönsten und seltsamsten unter den fünf Brüdern schwebt das Damoklesschwert des technischen Zeitalters. Geschäftig wühlt die Menschenhand in den Eingeweiden des Berges. Erbarmungslos blitzt das Eisen der Schienen, in denen die Kippwagen das entrissene Gestein zu Tal fördern. Näher und näher rückt das Unheil den Gipfeln. Der Heimatschutz kämpft um ihre Rettung. Deutsche Männer aus allen Gauen warnen vor der Vernichtung des Vätererbes, vor der Schändung der Landschaft. Nach Arbeit, nach Verwertung der heimischen Bodenschätze schreit die Technik. Die Hälfte des Nordgipfels ist bereits den Sprengungen zum Opfer gefallen.

Namhafte Persönlichkeiten aus dem deutschen Geistesleben kämpfen um die Erhaltung alten deutschen Kulturgutes. Sie wenden sich in einem Aufruf an die Oeffentlichkeit:

Deutsche Landschaft in Gefahr!

„Der Hegau mit seinen vulkanischen Basalt- und Klingsteinkuppen Hohentwiel, Hohenkrähen, Mägdeberg, Hohenstoffeln und Hohenhöwen gehört zu den heroischsten Landschaften des Reiches.

Im Jahre 1912 wurde einer Steinbruchgesellschaft das Recht zur Ausbeutung von Basalt am Hohenstoffeln erteilt, mit der Bedingung, 30 Meter vor dem Gipfel halt zu machen, damit die Ruine der Burg und die wundervolle Gestalt des Berges erhalten bleiben.

Seit dieser Zeit geht der Kampf um die Erhaltung des Bergs. Hervorragende deutsche Männer mit Namen von Klang baten schon 1913 um Einstellung des Abbruchs. Die deutsche Presse, Natur- und Heimatschutzverbände, Gebirgs- und Wandervereine erhoben immer wieder Einspruch. Der deutsche Naturschutztag 1926 erklärte den Hohenstoffeln zum Naturdenkmal, das besonderen Schutz verdiene. Alle Schritte waren vergebens.

Nach neuesten Meldungen gehen die Sprengungen weiter und machen auch vor dem Gipfel nicht halt.

Im alten Reich wurde unendlich viel an Schönheit in Landschaft, Dorf und Stadt dem Scheinbild des Fortschritts geopfert. Im neuen Reich wollen wir nicht sentimental zurückschrecken vor Eingriffen auch in alte Schönheit, wenn sie dem Fortschritt dienen. Fortschritt im neuen Reich aber ist nur das, was der Allgemeinheit, dem gesamten Volke dient. Die Zerstörung dieser einzigartigen landschaftlichen Schönheit in der heutigen Zeit würde späteren Geschlechtern unverständlich sein, denn es liegt kein derartiger Gemeinnutz vor, daß er die Zerstörung irgendwie rechtfertigen könnte.

Die Unterzeichneten, als Träger des Kulturvertrauens weiter Volkskreise, erheben gegen die weitere Zerstörung des Hohenstoffeln schärfsten Einspruch und bitten die Reichsregierung, alle Schritte zu tun, um diesen Berg in der schönsten deutschen Landschaft zu erhalten."

Zu den Unterzeichnern gehören: Paul Schultze-Naumburg, Hans Grimm, Hermann Stehr, Paul Schmitthenner, E. G. Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, Friedrich Blunck, Börries von Münchhausen, Adolf Damaschke, Ludwig Finckh, Will Vesper, Ministerpräsident Dr. Werner, Reichsführer der deutschen Wanderer.

Bereits sind Berg und Burg Höwenegg in Steinbrüche verwandelt. Schienenstränge ziehen sich durch die riesigen Maulwurfshaufen. Wird es gelingen, den Hohenstoffeln vor diesem Schicksal zu bewahren?

Zwei Kamele kauern vor dem Harz

Im Harzer Vorland, zwischen Blankenburg, Halberstadt und Quedlinburg, ragen in unmittelbarer Nähe des sehr ausgedehnten, stattlichen Bauerndorfes Westerhausen auf kahler Höhe zwei Felsgruppen auf, die in ihrer Form zwei überraschend getreu modellierten kauernden Kamelen gleichen. Die Volksausdeutung der Felsbilder als Kamele ist bekannter als der eigentliche Name „Königstein". Das Dorf Westerhausen, zwar abseits der üblichen Wanderpfade im Harzer Vorland gelegen, ist mit seinen festungsartig gegen die Straße gerichteten Höfen besonders bemerkenswert; es ist angeblich eine Anlage Karls des Großen. Das Dorf gibt einen schmalen Pfad zu den beiden absonderlichen Felsengruppen frei. Scherben frühgeschichtlicher Grabmäler, die man in der Umgebung der Felsen fand, lassen auf eine alte, geschichtlich bedeutsame Stätte schließen. Der östliche Felsen wurde im vergangenen Jahre von der Erdumkleidung freigelegt. Man zählt an ihm 22 sonnenartige Gebilde. Im Felsen gegen Nordwesten findet sich eine Nische eingehauen, die als „Grabhaus der Sonne" gedeutet wird. Durch dieses Rundbogenfenster geht die Sonne am kürzesten Tage des Jahres, dem 22. Dezember, ein, um aus ihm neugeboren nach langwährender Winternacht wieder aufzusteigen. Der rechteckige Einschnitt zwischen Rücken und Hals des „Kamels" könnte eine Kimme darstellen, um genau die Nord-Südrichtung und eine Verbindung mit dem „Glockenstein" an der 386 Meter hohen Georgshöhe im nahen Harz herzustellen. Am 21. Juni, dem Tage des höchsten Standes der Sonne, fallen die Strahlen genau durch diese „Kimme". Daß eine Laune der Natur die 22 kreisrunden Gebilde und Vertiefungen erschuf, ist kaum glaubhaft; ebenso unwahrscheinlich ist die eine zeitlang umgehende Deutung, daß es sich um einen — Mühlensteinbruch handelt; denn für Mühlensteine gilt das Steinmaterial als ungeeignet. So mag es vielleicht Sonnenkultstätte einer frühgeschichtlichen Zeit sein. Wer die Felsgruppen besucht, findet in ihnen auch einen Aussichtspunkt mit weiter Aussicht auf Harz und Harzer Vorland im Raum zwischen Blankenburg, Halberstadt und Quedlinburg.

Warburger Warte

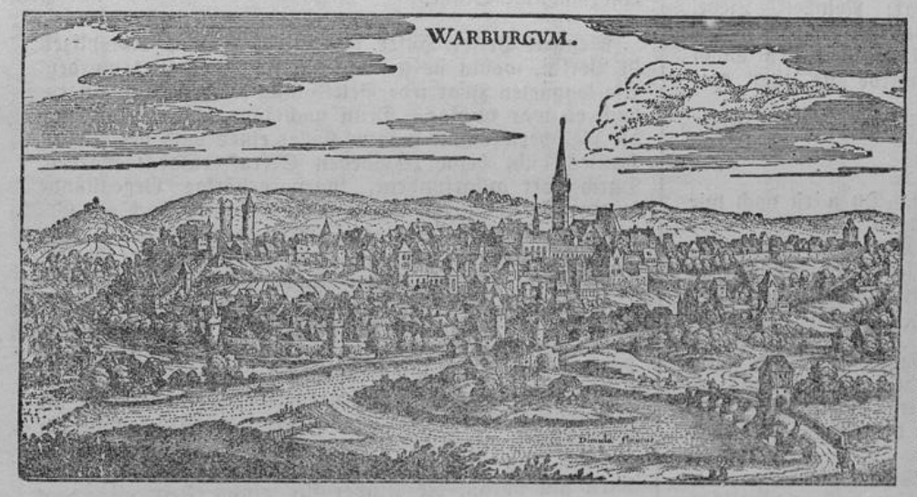
Wöchentlich zweimal erscheinende Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 39 | 23. Mai 1934 | 8. Jahrgang



STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

(20. Fortsetzung)

„Ich sagte dir, es ist genug. Was war das Aergste. Und wenn der Junge unser leibliches Kind wäre, ich würde genau so handeln, wie ich handeln werde und muß. Nein, nein, ich werde das nicht dulden, ich werde öffentlich erklären, daß es nicht mein eigener Sohn ist, der meinen Namen besudelt hat, sondern nur ein angenommener, dem ich meinen Namen verliehen habe als ein Gut, das er rein zu halten habe!" Sein Atem glich einem Keuchen.

Vor den Augen der Oberposträtin war vorübergehend alles dunkel geworden, sie hing förmlich in ihrem Sessel.

„Und Friedel?" fragte sie mit bebender Stimme.

Friedel! . . . An sie hatte er noch nicht gedacht in diesem fürchterlichen Aufruhr seiner Gedanken . . . Gab er Werner öffentlich preis, vernichtete er auch die Zukunft Friedels; zunächst seelisch, denn sie hing unendlich an dem Bruder, und dann auch materiell. Denn das Ufingers, und höchstwahrscheinlich auch andere, eine Verbindung mit einem solchen Mädchen weit von sich weisen würden, war selbstverständlich. Alfred würde zurücktreten wie Dr. Spange.

Degenhardt wußte nicht mehr aus und ein.

„Johannes, du kennst nicht die Motive, die Werner veranlaßt — nein getrieben haben, den Verkehr mit seinem Vater zu pflegen . . ."

„Diese Motive können nicht ehrenhaft sein, denn sie haben sich in unehrenhafter Weise ausgewirkt."

„Nein, nein, sie sind ehrenhaft, sie sind sogar edel und zwingen zur Achtung," kam es fast leidenschaftlich zurück. „Er hat furchtbar gelitten. Sein ganzes verändertes Verhalten, das er seit einiger Zeit an den Tag legte, erscheint mir jetzt in einem Lichte, daß ich wie geblendet bin. Er hat fast sein ganzes Taschengeld für seinen Vater aufgewandt, er hat sein Briefmarkenalbum geplündert, um Geld zu bekommen, für das er dann Mentzel eingekleidet hat. Er hat ihm ein Zimmer gemietet, um ihn seiner verkommenen Umgebung zu entziehen, und er wollte — noch weißt du es nicht — Ostern in die Kaufmannslehre eintreten, um rascher zum Verdienen zu kommen, damit er dann für seinen Vater sorgen könne. — Sind das unedle Motive?"

Sie kämpfte für den Sohn, wie der Oberpostrat für die Tochter gekämpft hatte, um ihr das Lebensbündnis mit Dr. Spange zu sichern. Und in diesem Eintreten für einen Menschen, an dem ihr Herz hing, fiel das Sanfte, Passive von ihr ab; sie war ganz Mutter, die sich für ihr bedrohtes Kind einsetzt.

„Wenn du dich öffentlich von Werner lossagst, Johannes, so rechne nicht auf meine Gefolgschaft. Ich werde ihn niemals preisgeben, niemals! Er mag unbesonnen gehandelt haben, ungehorsam gewesen sein, aber ich kenne seinen Wert — nun erst recht."

Degenhardt schwieg. Er träumte, aber dieser Traum war brutale Wirklichkeit. Er dachte nur immer an die „Motive", die seine Frau angeführt hatte, um den Sohn zu entlasten, und sein tiefes Nachdenken wurde beschwert von einem bohrenden Schmerz . . .

Also darum hatte der Junge das Zigarettenrauchen aufgegeben und das Kino gemieden — er, der Oberpostrat, hatte sich im stillen oft genug über diese freiwillige Entsagung gewundert; aber nicht nur das: er hatte sich schweigend einem schimpflichen Verdacht ausgesetzt, als die Sache mit den Briefmarken herausgekommen war. Und für wen das alles? . . .

Degenhardt strich sich ein paarmal mit der Hand übers Gesicht: seine Traurigkeit wollte nicht weichen.

„Johannes," flehte Frau Elisabeth leise.

Er seufzte tief auf. „Nun kommen die Tage, die uns nicht gefallen, Lisa."

„Und ich glaube das Gegenteil, Johannes," erwiderte sie fest. „Nun wir klar sehen, können wir auch handeln, und wenn die Kämpfe überstanden sind, wird es auch wieder hell. Wir gingen im Nebel, vor allem Werner."

Ihr starker Zukunftsglaube richtete ihn soweit auf, daß er begann, den Dingen ins Auge zu sehen.

„Und Mentzel ist tot, sagst du?" fragte er nach einer Weile.

Sie konnte nur stumm bejahen. Nicht Trauer um den Toten war es, was sie so tief bewegte, sondern die Erinnerung an die Verzweiflung des Sohnes beim Schildern des letzten Beisammenseins mit seinem Vater; er hatte jede Fassung verloren.

Degenhardt dachte nach. Der Jurist in ihm erwachte und wandte den Fall hin und her.

Aber alles Grübeln half nichts.

Er wurde jetzt vor die entscheidende Frage gestellt, ob er den in die Irre gegangenen Sohn fallen lassen und

seine Drohung, im gegebenen Falle öffentlich von ihm abzurücken, wahrmachen sollte, oder — — — —

Er warf einen Blick auf seine Frau und begegnete dem ihren, da ging es wie ein Schlag durch seinen Körper. Denn in ihren Augen lag ihre ganze Seele mit all den Regungen, denen sie fähig war: Reinheit, Liebe, Aufopferung, aber auch, und das war im Augenblick erschreckend, Energie. Er wußte jetzt: gab er den Sohn preis, verlor er auch die Frau, wurde sie ihm entfremdet.

„Ich hoffe, daß du auch meine Motive verstehst, Lisa," sagte er leise.

„Ja, ja, Johannes."

„Ich habe mehr verloren als du. Du wirst nach wie vor die Vertraute des Jungen sein, er wird dir immer dankbar bleiben für dein mutiges Eintreten für ihn — in mir wird er den Hartherzigen sehen, selbst wenn es nur bei Vorwürfen von meiner Seite bleibt."

„Wenn du wüßtest, wie Werner von dir gesprochen hat, Johannes!"

„Es ist augenblickliche Zerknirschung," winkte er müde ab. „Es wird nie wieder so werden, wie es bis zu Mentzels Auftauchen war." Er ließ eine Pause verstreichen. „Ja, Lisa, ich will — um deinet- und Friedelswillen — den bitteren Kelch leeren. Das beste ist, ich suche gleich Landgerichtsdirektor Mittler, einen meiner Skatfreunde, auf, um mit ihm diesen außerordentlichen Fall zu besprechen; ich bin dann juristisch genau im Bilde.

Er stand stand auf und zog seinen Paletot an.

„Willst du nicht erst mit nach Hause kommen, Johannes?" fragte Frau Elisabeth.

„Wozu, Lisa?"

„Ich möchte es." Sie trat auf ihn zu. „Du meintest, Werner habe keine Liebe mehr zu dir; du irrst, Johannes. Komm mit, sprich mit ihm und setze mich, wenn du kannst, ins Unrecht."

Er zögerte immer noch, die inneren Hemmungen waren zu stark, und noch auf der Straße war er unentschlossen.

An einer Auto-Haltestelle blieb Frau Elisabeth stehen

„Komm, Johannes," bat sie.

Da folgte er dem Druck ihrer Hand.

Nachdem das Ehepaar zu Hause angelangt war, ging die Oberposträtin sofort in Werners Zimmer. Er saß untätig vor seinem Schreibtisch.

„Werner, Papa ist da."

Ueber sein Gesicht ging ein tiefes Erschrecken.

„Aengstige dich nicht, Werner. Ich habe Papa alles erzählt. Er war anfangs wie zerschmettert, aber inzwischen ist er ruhiger geworden."

„Verstößt er mich denn nicht?"

„Nein." Sie berührte seinen Arm und zog ihn sanft hoch. „Geh zu Papa in sein Zimmer, ich lasse euch allein."

Seine Glieder waren ihm bleischwer, und sein Gang war unsicher, als er sich in Bewegung setzte. Vor dem Herrenzimmer blieb er lange unentschlossen stehen, dann klopfte er zaghaft an.

„Herein!"

Degenhardt, der auf und ab wanderte, blieb mitten im Zimmer stehen und sah auf den, der soeben hereintrat und mit gesenktem Kopf neben der Tür stehen blieb; diese Musterung dauerte viele Sekunden.

Der Mann, in dem Strenge und Milde, Verdammen und Verzeihen hart miteinander kämpften, legte sich nach mühsamer Bändigung dieser Regungen die Frage vor, ob so ein Mensch aussehe, den schlechte Instinkte und Leichtsinn geleitet hätten, und — gelangte zu einem Nein. Das junge Gesicht zeugte von unerhörtem Leiden, was jede Anklage im Munde ersticken mußte und den Wunsch aufkommen ließ, das bei ihm zu gelten, was ein anderer, Unwürdiger, bei ihm gegolten hatte.

Ein letztes Zaudern, dann schritt der Oberpostrat fest auf den Jüngling zu und schloß ihn wortlos in seine Arme.

Schlußkapitel.

Was trennend und gefahrdrohend zwischen den Familienmitgliedern gestanden hatte, das war nunmehr beseitigt. Degenhardt hatte dem Sohn verziehen und damit die Verpflichtung übernommen, ihm genau so zur Seite zu stehen wie seine Frau es getan hatte. Er begleitete Werner auf die Polizeibehörde, wo man einiges zu wissen wünschte, und dank seiner Stellung und seiner Reputation war er dem einem Verhör Unterworfenen eine mächtige Stütze.

* * *

Mentzels Helfer, Hüter, war mit noch einem Komplizen in Berlin, wohin sie geflüchtet waren, verhaftet worden. Sie leugneten zwar jede Beteiligung an den Fälschungen, doch es war nutzlos. Denn nach längerem Suchen war die Fälscherwerkstatt in dem Keller eines halb verfallenen Hauses dicht beim „Goldenen Stern" entdeckt worden. Durch dort aufgefundene, ihnen gehörige Gegenstände wurden sie überführt, legten dann schließlich auch ein Geständnis ab, und entgingen ihrer gerechten, übrigens ziemlich harten Strafe nicht als Schädlinge der Volksgemeinschaft, wie der Staatsanwalt sie bezeichnete. — —

* * *

Eines Tages — am Ostermontag — saß die Oberposträtin mit ihrem Mann vor der geöffneten Balkontür, Werner und Friedel waren nicht zu Hause.

„Ich wollte eine Angelegenheit mit dir bereden, die dir vielleicht einiges Unbehagen bereiten wird," sagte der Oberpostrat, angelegentlich auf die Lindenzweige blickend, die von Tag zu Tag grüner wurden. „Ich glaube, wir täten gut daran, die Kinder für einige Zeit aus dem Hause zu geben."

„Aus dem Hause? . . . Ja, aber warum denn?"

„Das will ich dir sagen." Er schlug ein Bein über das andere und umspannte das obere Knie mit gefalteten Händen. „Werner und Friedel müssen einer Probe unterworfen werden."

„Aber Johannes!" rief sie ungehalten.

„Hör mich nur ruhig an . . ." Und er begann seine Ansicht, die ihn zu dieser Lösung — die er durchsetzen würde — gedrängt hatte, eingehend darzulegen.

„Ich brauche nicht erst zu betonen, daß mich die vorübergehende Trennung von den Kindern ebensotief treffen wird wie dich, Lisa; aber das hindert mich nicht, sie trotzdem zu befürworten, und zwar so lange, bis du mir recht gibst . . . Wir wissen, was die kleine Reinecke für Werner bedeutet. Sie hat ihn in der dunkelsten Stunde seines Lebens soweit aufgerichtet, daß er den Weg nach Hause fand — das wird er ihr nie vergessen; so viel ist bei seiner Gemütsanlage sicher."

Er ließ eine Pause eintreten.

„Vor Werner liegen aber noch die Jahre des Werdens," fuhr er fort. „Er erklärte mir vor einigen Tagen mit durchsichtiger Beredsamkeit, daß er sehr gern studieren wolle, zum Kaufmann würde er doch nicht taugen."

„Gewiß, Johannes . . . Du hast recht," sagte nach einer Pause die Oberposträtin mit einem trostlosen Blick; „es wäre kindisch von mir, wenn ich mich deinen Andeutungen verschließen wollte; aber Werner würde als junger Student ohnehin vorübergehend das Haus verlassen, in einem Jahre also . . ."

„Es muß jetzt sein, Lisa," lautete die milde aber bestimmte Entgegnung. „Mir liegt ja gerade daran, Werner und der kleinen Reinecke die Bahn in eine gemeinsame Zukunft freizuhalten; aber dazu ist eine Prüfungszeit unerläßlich. Bestehen beide sie — gut, dann will ich nach vier, fünf Jahren von ganzem Herzen meine Zustimmung geben; Werners Weg zeichnet sich dann schon deutlicher ab . . . Ich habe an meinen alten Freund Dr. Ring gedacht, der in Thüringen an einer humanistischen Lehranstalt wirkt; zu ihm möchte ich Werner für das kommende Jahr in Pension geben."

„So weit weg?"

Degenhardt lächelte flüchtig. „Deine Freundin, Frau Usinger, hat ihren einzigen Sohn auf zwei Jahre nach Südamerika ziehen lassen. Wenn du meinen Plan billigst — und das hoffe ich aufrichtig, Lisa, — dann werden wir im Hochsommer zehn Tage bei Werner zubringen, Friedel kommt natürlich mit."

Das war ein kleiner Trost, aber auch nur ein kleiner.

„Soll er denn nicht einmal die großen Ferien bei uns verbringen?"

(Fortsetzung folgt)

Es war einmal zur Frühlingszeit

Skizze von E. Schenk-Gummersbach

Es ist schon sehr lange her, wohl zwei Jahrhunderte und noch länger. Geschlechter sind erstanden und vergangen, Krieg und Frieden haben gewechselt und des Landes Auf- und Niedergang, viel Leid und Freude haben Menschenherzen in der Zeit durchlebt, da lag im Bergischen Land in einem Talkessel ein Bauernhof — ganz einsam. Das Getöse der Welt drang wenig an diesen stillen Ort.

Das alte Haus hatte gewaltig dicke Mauern, und die Fenster waren rund gewölbt, wie die Fenster einer Kirche, und dort, wo sie nahe zur Erde lagen, waren sie durch Eisengitter geschützt. Seitwärts schlossen sich Scheunen und Ställe an, und hinter der Besitzung rauschte der Waldbach, spülte an die festen Mauern und über den Riesenstein, auf dem die Mägde oft knieten und in dem stürmischen Wildbach das Linnen spülten.

Die Mägde, das waren die Töchter des Schweizers und auf dem Talhof groß gezogen. Fremde Menschen duldete der Bauer nur notgedrungen, und so hatte es ihn auch Ueberwindung gekostet, vor ein paar Jahren den Jörg, der heim- und elternlos aus der Welt hier plötzlich aufgetaucht war und um Arbeit gebeten hatte, aufzunehmen. Sehr mißtrauisch war der Bauer gewesen, hatte sich aber später selbst überwunden, weil Jörg eben noch sehr jung und geschickt und anstellig war. Junge Kräfte fehlten ihm ja auch, da er selbst immer älter wurde und vor allen Dingen, weil er spürte, daß er alt wurde. Dieses Altwerden war ihm eine Bitternis, er sträubte sich dagegen und arbeitete den Tag über für drei, bis er des Abends übermüdet im Lehnstuhl zusammensank. Dann kam leise, ganz leise eine weiche Hand zu ihm herüber, streichelte sein dunkles Haar, das an den Schläfen silbern schimmerte, und eine liebe Stimme sagte nur: „Vater!" Das war der schönste Lohn für des Tages mühseligste Arbeit, und dankbar sah er in die dunklen Augen seines Kindes, das in der tiefen Einsamkeit des Tales zu einer unwirklichen Schönheit erblüht. Sein Kind zu hüten vor den Einflüssen des Lebens, war er damals nach der traurigsten Erfahrung in diese Talseinsamkeit geflüchtet, hatte sein Lehramt verlassen und war ein Bauer geworden, nur um seines Kindes willen, das ihn mit den Augen der Mutter anlachte, die ihn, den stillen Magister, verlassen hatte, um mit einem Offizier in die weite Welt hinaus zu gehen. Sein Herz war festgewurzelt in dem Talhof, sein Kind hatte die Welt noch nicht gesehen.

Außer dem Schweizer und dessen Frau, Sohn, zwei Töchtern und Jörg kannte sie niemand, und sie sollte unerkannt bleiben bis — ja, wie lange eigentlich? Darüber war sich der Talbauer nicht klar — und dennoch — die Jahre vergingen, und Sanne war 19 Lenze alt? War es recht, daß er sie hier einsam verblühen ließ?

Der Talhof war ein eigenartiges Geheimnis. Des Abends, wenn das Blöken der Schafe und Rinder verstummt war, dann klang durch die geöffneten Fenster in das Rauschen des Wildbaches eine feine Weise. Dann lauschten sämtliche fühlenden Seelen den Tönen, die so rein und klar und voller Sehnsucht waren. Der Bauer spielte. — Seine harte Arbeitshand führte den Bogen noch immer sicher und gut. Sanne hockte dann mit großen, verträumten Augen in dem Sessel neben dem Kamin, und ihre junge Seele bebte und litt, sie wußte nicht warum, sie wurde zum Weinen traurig und dann wieder froh, in ihren Träumen erstanden tausend Bilder, ihre Phantasie lebte und blühte auf, und der Bauer wußte nicht, daß er in der Seele seines Kindes mit seinem Spiel die Sehnsucht weckte. Auf die Töne lauschten ruhelos auch noch andere: Bärbchen, die lustige Kleinmagd, und Jörg, der Fremdling, der im Talhof heimisch werden sollte. — — Wo sie hergekommen, das wußte keiner. An einem Morgen waren sie plötzlich da. Ein grüner Wagen stand in der Wiese. Zwei struppige Pferdchen weiter am Waldrand, ein alter Karren, auf dem allerlei Gerümpel lag, war an den Wagen angehängt. Aber es kamen noch mehr. Am nächsten Morgen waren vier Wagen da, alle standen sie hintereinander am Abhang, und geschmeidige braune Gestalten lagen im Waldgras oder ritten auf den kleinen Pferdchen am Talhof vorbei.

Der Bauer sah grimmig auf das fahrende Volk und schickte Jörg hin mit dem Befehl, das Grundstück zu räumen. Da kamen zwei dieser braunen Leute, ein schönes junges Weib mit schwarzen Haaren und ein schlanker junger Mann durch das Tor des Talhofes und baten den Bauer, sie noch ein paar Tage leiden zu wollen, sie möchten auf der Wiese die Hochzeit eines Stammesgenossen feiern.

Susanne stand neben dem Vater am Brunnen und sah mit großen Augen auf die seltsamen Leute. Die schwarze Frau knickste vor ihr, und der Mann sagte mit fremdem Akzent: „Küß die Hand, Jungfräulein." Dabei blieben seine Augen an dem Gesicht des Mädchens hängen, das ihn anschaute und plötzlich jäh errötete. Der Bauer sah auf seine Tochter, die wie erstarrt stand mit einem eigenen Lächeln im Gesicht, und schrie in jäh erwachender Angst: „Hinaus, Hundsvolk!" — Die Frau lachte girrend auf, dann verschwanden sie hinter dem Tor.

Der Bauer legte den Arm um sein Kind: „Sanna, das sind Diebsmenschen."

Die sagte, wie aus einem Traum erwachend: „Aber warum denn nur, Vater, sie sind doch so schön?" —

Am nächsten Abend hatte der Bauer sein Kind früh zu Bett geschickt. Sie sollte die aufreizenden ungarischen Weisen nicht hören, die von der Wiese herüberklangen, jubelnd und jauchzend und dann wieder schwermütig.

Es war ein warmer, duftgeschwängerter Frühlingsabend. Die alten Bäume neigten sich unter der schweren Blütenlast. Da nahm auch der Bauer seine Geige aus dem Wandschrank, und der Bogen glitt über die Saiten.

An dem Fenster ihres Stübchens stand auch Susanna und horchte auf die verschiedenen Melodien, die das Tal erfüllten. Sie sah auf der Wiese Lichter flirren und die braunen Gestalten sich drehen in fröhlichem Tanz. Weiße Schleier flatterten dazwischen.

O, einmal mit dabei sein können! In Sanna wuchs die Sehnsucht riesengroß. Da sah sie plötzlich hinter der Mauer das junge geschmeidige Weib von gestern, die winkte ihr. Und wie von unsichtbarer Hand gezogen, verließ Sanna ihr Gemach, glitt die Treppe hinab und öffnete das Haustor. Aus der Stube klang des Vaters wehmütiges Spiel. Und dann stand sie zwischen all den braunen Menschen, herbeigezogen durch die Hand des jungen Weibes. Und Susanna, die Herrin des Talhofes, tanzte mit den Zigeunern die ganze Nacht. Die junge Braut saß neben ihr, das Haar mit Perlen und Flitter durchflochten. Sie trank und lachte mit und sah tief in die Augen des jungen Zigeunerburschen. — —

Am nächsten Morgen war die Wiese leer; nur zertretenes Gras, Papierfetzen und zerbrochene Gläser gaben Kunde von der durchtollten Nacht. Und mit den Zigeunern war Sanna, des Talhofes köstlich gehütete Erbin, verschwunden . . .

Der Bauer tobte, raste, dann schwang er sich auf sein Pferd, irrte durch die Gegend und kam nach Tagen zurück, ein müder, gebrochener Mann. Nirgends eine Spur. Das wandernde Volk war verschwunden und mit ihm sein einziges Glück.

Der Bauer nahm seine alte kostbare Geige aus dem Schrank und warf sie brutal vor die Füße des Kamins; ihr Lachen und Weinen war mit schuld daran.

Seit der Zeit waltete ein böser Geist über dem Hof, die Jahre kamen und gingen, und Sanna kehrte nicht zurück . . .

Jahrhunderte sind vergangen, noch immer kennt man die Geschichte; aber das Haus ist längst verfallen — nur der Wildbach rauscht noch sein altes Lied.

Brasiliens größte Orgel — das Meisterwerk eines Deutschen. In der Franziskaner-Kirche Santo Antonio do Pary, die inmitten eines Arbeitervorortes von St. Paulo steht, wird in diesen Tagen die größte Orgel Brasiliens eingeweiht, die ein Werk des deutschen Orgelbauers Karl Moehrle ist. Karl Moehrle hat schon in Rio sich als Künstler im Orgelbau einen Namen geschaffen. Die Orgel, die eine Breite von 9 Metern, eine Höhe von 8 Metern und eine Tiefe von 4,89 Metern hat, ist die größte bisher in Brasilien gebaute Orgel und ist bis auf kleine aus Deutschland bezogene Spezialteile vollkommen aus brasilianischem Material hergestellt. Die Orgel ist nach dem neuesten deutschen System gebaut und wird elektrisch betrieben. Die größte Pfeife mißt 6 Meter, die kleinste 15 Millimeter. Auf drei Manualen besitzt sie 61 Tasten, außerdem 30 Knöpfe für die freien Verbindungen. Das Pedal umfaßt 30 Tasten.